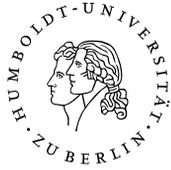


Leoni Linek

Freundschaft als Sehnsuchtsort

Was Menschen im neuen
Mittelschichtmilieu in ihren
Freundschaften suchen

BELTZ JUVENTA



Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zugl.: Berlin, Humboldt-Universität zu Berlin, Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät, Dissertation, 2023, u. d. T.: »Gemeinsam Frei Sein. Intime Zweierfreundschaft in der »neuen Mitte« – ein Sehnsuchtsort jenseits der romantischen Liebe?«.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Verwertung, die den Rahmen der **CC BY 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. In diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-8689-8 Print

ISBN 978-3-7799-8690-4 E-Book (PDF)

DOI 10.3262/978-3-7799-8690-4

1. Auflage 2025

© 2025 Leoni Linek

Publikation: Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz
Werderstraße 10, 69469 Weinheim, service@beltz.de

Satz: LaTeX von Elio Arturo Farina (Typoscript)

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag

(ID 15985-2104-1001)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|----------|---|-----------|
| 1 | Einleitung | 1 |
| 2 | Freundschaft – Liebe – Geschlecht | 11 |
| 2.1 | Sozialtheoretische Perspektiven auf Freundschaft | 11 |
| 2.1.1 | Begriffliche Annäherung: Was ist Freundschaft? | 11 |
| 2.1.2 | Intimität: Freundschaft als persönliche Beziehung | 17 |
| 2.1.3 | Generativität: Freundschaft und das Selbst | 22 |
| 2.2 | Liebe, Partnerschaft und Freundschaft im Wandel | 25 |
| 2.2.1 | Romantische Liebe: Entstehung, Funktion und Inhalte | 25 |
| 2.2.2 | Gesellschaftlicher Wandel: Von der Liebe zur Partnerschaft | 29 |
| 2.2.3 | Freundschaft als Code: Im gesellschaftlichen Kontext | 32 |
| 2.3 | Geschlecht, Heteronormativität und Freundschaft | 37 |
| 2.3.1 | Grundlagen: Das Geschlechterverhältnis und seine Wirklichkeit | 37 |
| 2.3.2 | Intimität und Geschlecht: ‚Männer‘- vs. ‚Frauenfreundschaften‘ | 44 |
| 2.3.3 | Queering the Social: Freundschaften als post-traditionelle Lebensweise | 48 |
| 2.4 | Zusammenfassung und Forschungsfragen | 54 |
| 3 | Forschungsdesign | 59 |
| 3.1 | Sozialtheoretische Annahmen | 59 |
| 3.2 | Datenmaterial: Paar- und Einzelinterviews | 62 |
| 3.3 | Methodologie: Forschen im Stil der Grounded Theory | 69 |
| 3.4 | Kurzdarstellung des Samples | 82 |
| 4 | Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort | 87 |
| 4.1 | Entwicklung der Schlüsselkategorie | 87 |
| 4.2 | Soziale Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort: Was ist das nun? | 90 |
| 4.2.1 | Hintergrundfolie: Wollen, Sollen und Können | 92 |
| 4.2.2 | Ebenen der Freundschaft: Code, Praxis, Konzept | 96 |
| 4.2.3 | Dimensionen und Phasen der Herstellung | 99 |
| 4.2.4 | Kurzbeschreibung des Modells | 100 |
| 4.3 | Dimensionen der Freundschaft | 102 |
| 4.3.1 | Fürsorge – Füreinander da sein | 102 |
| 4.3.2 | Authentizität – Man selbst sein | 115 |

INHALTSVERZEICHNIS

- 4.3.3 Flexibilität – Anpassungsfähig sein 123
- 4.3.4 Autonomie – Frei sein 133
- 4.4 Phasen der Herstellung von Freundschaft 142
 - 4.4.1 Abgrenzen 142
 - 4.4.2 Aushandeln 156
 - 4.4.3 Hinterfragen 162
 - 4.4.4 Gestalten 169
- 4.5 Zusammenfassung und Einbettung in den Forschungsstand 177
 - 4.5.1 Herstellung von Freundschaft als ausgehandelte Ordnung 177
 - 4.5.2 Grenzziehungsarbeit im heteronormativen Geschlechterverhältnis 180
 - 4.5.3 Intime Zweierfreundschaft als Sehnsuchtsort 186
- 5 Fazit 191**
 - 5.1 Zusammenfassung wesentlicher Ergebnisse 191
 - 5.2 Begrenzungen und offene Forschungsfragen 195
 - 5.3 Gesellschaftspolitische Implikationen 198
- Literaturverzeichnis 202**

Das Thema Freundschaft hat derzeit Konjunktur. Seit Sitcoms wie *Friends* und *Seinfeld* sind Freundschaften fest etabliert als zentrales Motiv popkultureller Erzählungen: Filme und TV-Serien – von *Thelma & Louise* bis *Sex and the City* – stellen die Freundschaften ihrer Protagonist_innen¹ in den Mittelpunkt. Im Zeitalter sozialer Medien sind Freundschaften ohnehin ubiquitär: Auf Facebook, Instagram und Twitter sind sie scheinbar nur einen Klick weit entfernt und gleichzeitig zu einem Erfordernis für die eigene Vernetzung und Selbstvermarktung geworden. Zahlreiche Neologismen zeugen ferner von neuen Phänomenen des Freundschaftlichen: Im Büro treffen wir auf „Frollegen“², Kochsendungen geben Tipps für ein gelungenes „Friendmas“³, in Serien feiert man das „Friendiversary“⁴ und manche heiraten – im Rahmen einer „platonic marriage“⁵ – die beste Freundin. Auch in Rundfunk und Presse ist das Thema ein Dauerbrenner: Freundschaften gelten als „Wahlverwandtschaften“ und Grundlage einer guten Partnerschaft, als Ressource zur Lebensbewältigung und als wichtiges Mittel im Kampf gegen Einsamkeit sowie deren gesundheitliche Folgen. Kaum eine Woche vergeht, in der die Medien nicht den Wert der Freundschaft besingen. Freundschaften, so scheint es, sind nicht nur in aller Munde, sondern von wachsender gesellschaftlicher Bedeutung.

Für die Lebensführung vieler Menschen spielen Freundschaften eine wichtige Rolle. Seit Mitte der 1960er Jahre haben traditionelle Paar- und Familienarrangements zunehmend an Selbstverständlichkeit verloren. Immer mehr Menschen leben (partnerlos) allein oder in einer nichtehelichen Lebens- oder Wohngemeinschaft. Paarbeziehungen sind brüchig geworden: Scheidungsraten steigen und der Trend geht zur „seriellen Monogamie“, zu mehreren aufeinander

-
- 1 Die deutsche Sprache ist stark vergeschlechtlicht. Um Platz zu machen für all jene, die sich zwischen oder jenseits binärer Kategorien verorten, verwende ich bei unspezifischen Formulierungen den Unterstrich (wie in „Protagonist_innen“). Wenn konkrete vergeschlechtlichte Individuen oder Gruppen gemeint sind, verwende ich die entsprechende Endung; bei abstrakten Beispielen wechsele ich zufällig zwischen Unterstrich, Maskulinum und Femininum.
 - 2 Freundschaften zwischen Kolleg_innen (Slavik, 2016).
 - 3 Weihnachten mit Freund_innen (BBC Food, 2022).
 - 4 den Jahrestag einer Freundschaft (Glazer und Jacobson, 2017).
 - 5 Eheschließungen zwischen engen Freund_innen (Braff, 2021).

folgenden Lebenspartnerschaften anstatt der einen großen Liebe. Die Geburtenrate sinkt, während Geburten außerhalb der Ehe bzw. stabiler heterosexueller Partnerschaften zunehmen. Neue Familienmodelle – Patchwork, Regenbogen und Co-Parenting – sind sichtbar geworden und herkömmlichen Familien zunehmend gleichgestellt. Angesichts dieser Pluralisierung der Lebensformen gewinnen frei wählbare Beziehungen, zu denen auch Freundschaften gehören, für viele Menschen an Bedeutung. Laut einer repräsentativen Befragung des Allensbacher Instituts rangieren gute Freundschaften in ihrer Wichtigkeit sogar noch vor einer glücklichen Partnerschaft oder der Familie (Allensbach Institut für Demoskopie, 2014).

Was aber ist mit Freundschaft überhaupt gemeint? In der *Nikomachischen Ethik*, die als Grundlage westlicher Freundschaftskonzeptionen gilt, unterscheidet Aristoteles (1986) zwischen Lust-, Nutzen- und Tugendfreundschaften, wobei er nur letztere als genuine Freundschaften betrachtet. In der Moderne scheint die Sachlage komplexer zu sein: Simmel (1997), Tenbruck (1964) und Kracauer (1971) betrachten Freundschaften als Antwort auf die im 18. und 19. Jahrhundert einsetzenden gesellschaftlichen Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse. Klassische Freundschaftskonzeptionen brechen auf. An ihre Stelle trete die „differenzierte Freundschaft“, die nicht mehr auf die ganze Person ausgerichtet sei, sondern „ihr Gebiet nur an je einer Seite der Persönlichkeit“ (Simmel, 1992, 401) habe. Angesichts des Verlusts tradierter Rollen und Beziehungen sollen Freundschaften Orientierung geben, weswegen Tenbruck (1964) sie auch als „Ergänzung einer inkompletten Sozialstruktur“ (453) betrachtet. Für Kracauer (1971) ist die Freundschaft gar ein Zufluchtsort vor den Zumutungen und Widersprüchen der Moderne. Aus ähnlicher Perspektive appelliert Simmel (1993) an die soziologische Fachgemeinschaft, sie möge ihren Blick „nicht auf die großen Kollektivgebilde beschränken“, sondern „sich auch auf jene feineren, flüchtigeren, aber in tausend Verwebungen unser Leben bestimmenden Beziehungen (...) zwischen Person und Person richten“ (348).

Simmels Appell zum Trotz fristete die Freundschaft lange Zeit ein eher randständiges Dasein in der Soziologie. In den 1970er und 80er Jahren war ihre Erforschung zunächst fest in der Hand der Sozialpsychologie, die Freundschaften als „personal relationships“ untersuchte (Derlega und Winstead, 1986; Gilmour und Duck, 1986). Die *Personal Relationship Studies* trugen zwar dazu bei, Freundschaften als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung zu etablieren, waren jedoch von einer individualistisch-utilitaristischen Perspektive gekennzeichnet, die das Eingehen, Aufrechterhalten und Beenden von Freundschaften ausschließlich im Sinne simpler Kosten-Nutzen-Rechnungen erklären konnte (vgl. Schinkel, 2003). Der gesellschaftliche Kontext, in den persönliche Beziehungen eingelassen sind, wurde dabei nicht mit einbezogen (Schmidt, 1997). Insofern verwundert es kaum, dass immer wieder aufs Neue gefragt wird, ob die Freundschaft überhaupt ein soziologisches Thema ist (Eve, 2002) und Publikationen zum Thema

nicht müde werden, die Vernachlässigung von Freundschaften als Gegenstand soziologischer Forschung hervorzuheben (Nötzoldt-Linden, 1994; Blatterer, 2015; Schobin et al., 2016a).

In den späten 1980er und 90er Jahren zeigten sich im angelsächsischen Raum schließlich verstärkt Bemühungen, Freundschaften soziologisch zu betrachten und sie in ihrem sozialstrukturellen Kontext zu verorten (Adams und Allan, 1998; Rawlins, 2009). Maßgeblich hierfür waren Studien von Allan (1979, 1989), die eklatante Unterschiede zwischen den Beziehungspraktiken von Angehörigen der Arbeiter- und Mittelklasse fanden. Während Angehörige der Arbeiterklasse eher „verwandtschaftsorientiert“ waren, pflegten Mitglieder der Mittelklasse mehr Freundschaften und dies auch über größere Entfernungen hinweg – angesichts der unterschiedlichen Verfügungsgewalt über materielle Ressourcen kaum verwunderlich.

Dass Freundschaften nach Alter, Geschlecht, sozialer Schicht und anderen Faktoren variieren, ist inzwischen weitgehend Konsens (Adams et al., 2000; Blieszner und Adams, 1992). Seit den 90er Jahren sind auch im deutschsprachigen Raum eine Reihe soziologischer Arbeiten entstanden, die Freundschaften als gesellschaftliches Phänomen analysieren (Auhagen, 1991; Nötzoldt-Linden, 1994; Valtin und Fatke, 1997; Eberhard und Krosta, 2004). Neuere Untersuchungen nehmen in den Blick, welche Bedeutung Freundschaften angesichts demografischer Veränderungen besitzen, etwa zwischen älteren (Hahmann, 2013) oder migrierenden Menschen (Bilecen, 2014), inwiefern Freundschaften im Kontext von subjektivierter und entgrenzter Arbeit zur Selbstsorge gereichen (Flick, 2013) und welche Funktionen sie als Beziehung der Fürsorge angesichts von Prekarisierung und Langzeitarbeitslosigkeit (Wimbauer und Motakef, 2020; Marquardsen, 2012; Schobin, 2013) sowie im Kontext von Co-Parenting übernehmen (Wimbauer, 2021; Kruppa, 2020). Trotz dieser Vielfalt soziologischer Studien ist es bislang noch nicht zur Etablierung einer eigenständigen „Bindestrich-Soziologie“ (in Analogie etwa zur Familiensoziologie) gekommen – auch wenn manche Autor_innen sich hierfür stark machen (Schobin et al., 2016c; Müller-Jentsch, 2017).

Bedeutend erschwert wird die soziologische Freundschaftsforschung durch die Unschärfe des Freundschaftsbegriffs. Mit „Freund_in“ und „Freundschaft“ werden vielfältige Phänomene bezeichnet: Lose Beziehungen in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz, Facebook-Kontakte, diplomatische Beziehungen zwischen Staaten oder die Mitgliedschaft in einem Fördererverein. Seit Jahren ringt die sozialwissenschaftliche Forschung darum, wie mit dieser Unschärfe umzugehen ist. Während manche Autor_innen Freundschaften in einem engen Sinne als freiwillige, gleichgeschlechtliche, nicht-sexuelle und nicht-verwandtschaftliche Beziehung bestimmen (Nötzoldt-Linden, 1994), haben andere ein breites Verständnis von Freundschaften als „personal communities“

(Pahl, 2000). Wiederum andere hinterfragen, ob Freundschaft *überhaupt* eine Beziehungsform meint (Schobin et al., 2016a).

Eine einheitliche Definition von Freundschaft gibt es in der soziologischen Debatte nicht (Pahl, 2000). Konsens besteht lediglich darüber, dass es keinen Konsens gibt (Rubin, 1985; Fischer, 1982). Die kaum vorhandene Institutionalisierung und rechtliche Kodifizierung freundschaftlicher Beziehungen trägt weiter zur Schwierigkeit bei, Freundschaft begrifflich zu fassen. Paine (1974) bezeichnet Freundschaft daher auch als „institutionalized non-institution“ (128). Zahlreiche Autor_innen schlussfolgern daraus, dass Freundschaft als ‚frei schwebende‘ Beziehung zu verstehen ist, die von den gesellschaftlichen Verhältnissen zu einem gewissen Grad losgelöst (vgl. Giddens, 1991; Eve, 2002) und weniger stark von Normen und Skripten überformt ist (O’Meara, 1989; Blatterer, 2015). Andere sind sich hingegen sicher, dass Freundschaften nicht außerhalb gesellschaftlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse stehen (Roseneil, 2006).

Ungeklärt ist auch das Verhältnis von Geschlecht und Freundschaft. Seit Aristoteles haben Männer das Wort über die Freundschaft geführt. Um 1580 schreibt de Montaigne (1999), dass „das geistige Vermögen der Frauen (...) den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht“ (88). Auch Nietzsche (1999) lässt gut 300 Jahre später Zarathustra behaupten, dass „das Weib noch nicht der Freundschaft fähig“ (156) sei.

Die Soziologen des 20. Jahrhunderts reihen sich nahtlos ein: Simmel (1992), Schelsky (1960) und Tenbruck (1964) befinden, dass es Frauen an Freundschaftsbefähigung fehle. Durch ihre Beschränkung auf Haushalt und Familie seien sie weniger stark von den Prozessen der Individualisierung und Differenzierung betroffen, die die Grundlage moderner Freundschaften bildeten. Die These einer mangelnden Freundschaftsfähigkeit unter Frauen ist von der historischen Forschung hinreichend widerlegt worden (Faderman, 2001; Smith-Rosenberg, 1975). Dennoch zieht sich die Abwertung weiblicher Intimität durch die Jahrhunderte und hat dabei vergeschlechtlichte Praktiken von Intimität ebenso hervorgebracht wie stereotype Vorstellungen von Frauen als „Plappermäulern“ (Hacker, 1981) und „Sozialnudeln“ (Schütze und Lang, 1993, 213). Dass die Abwertung von Frauenfreundschaften folgenreich ist, dürfte kaum verwundern – schließlich ist sie „die *Bedingung*, unter der Frauen Freundinnen waren“ (Arni, 2019, 28), der androzentrischen Prägung des Freundschaftsbegriffs zum Trotz.

Im heutigen Diskurs hat sich die These einer Freundschaftsunfähigkeit von Frauen in ihr diametrales Gegenteil verkehrt. So heißt es, es käme gegenwärtig zu einer „Feminisierung“ von Intimität, weil emotionale Kommunikation und wechselseitige Selbstoffenbarung, die als weiblich gelten, in zeitgenössischen Beziehungsidealen aufgewertet seien (Cancian, 1986). Schobin (2013) meint gar, dass „die feminine Freundschaft (...) zur kanonischen Form der Freundschaft aufgestiegen“ (9f.) sei und „die Deutungsmacht im Freundschaftsdiskurs bei den

Frauen“ läge (10). Männerfreundschaften würden hingegen, so eine verbreitete Sorge, als weniger intim abgewertet (vgl. Stiehler, 2009). Vor diesem Hintergrund wird inzwischen behauptet, dass Frauen – und nicht Männer – die stärkere Neigung und Befähigung zur Freundschaft hätten (Fischer und Olikier, 1983). Und wie so oft, wenn es um Frauen geht, muss dabei „wieder einmal das ‚Wesen‘ erhalten“ (Schütze und Lang, 1993, 211). Ignoriert wird dabei, dass die Gelegenheitsstrukturen für das Initiieren und Aufrechterhalten von Freundschaften immer schon sozial strukturiert und zutiefst vergeschlechtlicht sind: Ob wir im Waschhaus oder im Rotary Club auf andere treffen, macht einen gewaltigen Unterschied.

Die beschriebene Diskurswende ist höchst aufschlussreich – verweist sie doch, zumindest implizit, auf den Zusammenhang von Freundschaften, Geschlechterverhältnis und zeitgenössischen Leitbildern der Liebe. Mit dem Aufbrechen traditioneller Paar- und Familienarrangements kommt es zu einem grundlegenden Wandel von Intimität: An die Stelle der romantischen Liebe tritt ein Ideal der Partnerschaftlichkeit, das verstärkt an Geschlechtergleichheit, Autonomie und individueller Selbstverwirklichung orientiert ist (Giddens, 1992). In diesem Kontext verwischen die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft. Manche meinen, dass es dabei zu einer „Verfreundschaftlichung der Liebe“ und einer „Verzärtlichung der Freundschaft“ (Schobin, 2013, 133) käme. Ob dies tatsächlich der Fall ist und vor allem, welche Implikationen dies aus geschlechtersoziologischer Perspektive hätte, ist bislang unerforscht.

Dieses Buch setzt an der beschriebenen Schnittstelle an und nimmt Geschlecht und Freundschaft in ihrem Wechselverhältnis in den Blick. Die skizzierten Forschungsergebnisse zu Freundschaften verweisen auf die Schwierigkeit, Freundschaften im Kontext des Geschlechterverhältnisses zu analysieren, ohne dabei Freundschaft und Geschlecht vorab zu bestimmen und als bereits gegeben vorauszusetzen. Wie lässt sich ein wandelbares, nicht trennscharf umrissenes Phänomen im Kontext seiner gesellschaftlichen Bedingungen und Implikationen verorten, die für Gestalt und Wandel des Phänomens mitverantwortlich sind? Die Crux für die empirische Untersuchung liegt folglich darin, diese Wechselwirkung aktiv mit einzubeziehen – und Freundschaft wie Geschlecht in ihrer gesellschaftlichen „Gemachtheit“ und wechselseitigen Bedingtheit zu betrachten. Diesen Ansatz verfolge ich in der vorliegenden Arbeit.

Dabei fasse ich Freundschaft weit, aber keinesfalls als „catch-all“-Begriff. Zentral scheint mir für liberale Gesellschaften eine normative Intimitätskonzeption, der zufolge Freundschaften als freiwillige Beziehungen der Fürsorge verstanden werden, die nicht an einem äußeren Zweck orientiert sind und als unersetzbar gelten. Anders als etwa in Organisationen sind Person und Position hier nicht voneinander getrennt: Freundschaften sind persönliche Beziehungen, d.h. es sind solche Beziehungen, die die Personen als *genau diese* Personen miteinander führen. Entsprechend des Fokus auf Intimität habe ich *enge* und

dyadische Freundschaften als besonders *typische* Form der Freundschaft in den Blick genommen.

In diesem Buch erforsche ich in gegenwartsanalytischer Absicht Prozesse der Vergeschlechtlichung von Freundschaft. In vier zentralen Hinsichten leistet das Buch einen Beitrag zur soziologischen Freundschaftsforschung. Mein Beitrag besteht erstens darin, grundlagentheoretisch zu erforschen, wie Freundschaften hergestellt – geknüpft, aufrecht erhalten, gestaltet, erlebt und gedeutet – werden. Entgegen gängiger definitorischer Herangehensweisen lege ich nicht *a priori* fest, was Freundschaft bedeutet. Stattdessen nehme ich Freundschaften *selbst* in den Blick. Aus interaktionstheoretischer Perspektive untersuche ich die Bedeutungen, Konzepte und Praktiken von Freundschaften im Stile der Strauss'schen Grounded Theory (Strauss und Corbin, 1998). Theoretische Arbeiten und Erkenntnisse aus dem Forschungsstand nutze ich als sensibilisierende Konzepte, um meine Herangehensweise und den Blick auf das Material zu schärfen. Dabei verwende ich auch Elemente der reflexiven Variante der Grounded Theory (Breuer et al., 2019), um Vorwissen und eigene Präkonzepte angemessen zu reflektieren. Was Freundschaften ausmacht, wie sie praktiziert und erlebt werden und welche Bedeutung sie für die involvierten Personen haben, ist zentraler Gegenstand der Untersuchung. So soll eine empirisch gesättigte, am Gegenstand entwickelte Theorie der Freundschaft entstehen.

Zweitens entfalte ich eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Freundschaft. Ich verstehe Geschlecht dabei als ein Verhältnis, das konstitutiv mit der bürgerlichen Sphärentrennung und geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung verknüpft ist (vgl. Becker-Schmidt et al., 1984; Becker-Schmidt, 2001b; Hausen, 1976). Als solches ist es auch an spezifische Beziehungsformen, Leitbilder und Sexualitäten geknüpft, man könnte sagen: heteronormativ verfasst. Empirisch analysiere ich das Geschlechterverhältnis nicht als unabhängige Variable, als Eigenschaft von Personen, sondern in seiner sozialen Gewordenheit im Kontext der gesellschaftlichen (Re-)Produktionsweise. Ich nutze den Ansatz des „Doing Gender“ (West und Zimmerman, 1987) als Forschungsheuristik, um die alltäglichen Praktiken in den Blick zu nehmen, die dieses Verhältnis (re-)produzieren, modifizieren oder in Frage stellen. Dabei weite ich diese Herangehensweise auf Freundschaften aus: Analog zum „Doing Gender“ nehme ich das „Doing Friendship“ in den Blick, d.h. die alltäglichen Interaktionen, mittels derer Freundschaften hergestellt werden. Wichtige Einsichten über die soziale Konstruiertheit von Geschlecht übertrage ich also auf Freundschaften. Empirisch nehme ich Geschlecht in unterschiedlichen Freundschaften in den Blick: Während der Fokus anfangs auf ungleichgeschlechtlichen Freundschaften lag, habe ich im weiteren Verlauf auch Freundschaftspaare jenseits dieser Konstellation untersucht.

Drittens trägt die Arbeit zur Erforschung der Milieuspezifik von Freundschaften bei. Insbesondere nehme ich die Konzepte, Bedeutungen und Praktiken von Freundschaft im individualisierten Milieu der „neuen Mitte“ in den Blick. Ihr

gehören vor allem hochqualifizierte Menschen im urbanen Raum an, die meist in Wissens- und Kulturberufe arbeiten und an Werten wie Authentizität, Kreativität und Autonomie orientiert sind (vgl. Vester et al., 2011). Die zunehmende Orientierung am Ideal der Partnerschaftlichkeit erweist sich hier, zumindest auf einer diskursiven Ebene, als besonders ausgeprägt (Koppetsch und Burkart, 1999; Koppetsch und Speck, 2015). Weil Menschen mit partnerschaftlichen Beziehungsbildern tendenziell auch Freundschaften für wichtiger erachten (Valtin und Fatke, 1997) und dem Milieu der „neuen Mittelklasse“ nachgesagt wird, als „Leitmilieu der Spätmoderne“ (Reckwitz, 2017, 9) die Lebensführung weiter Teile der Gesellschaft zu prägen, scheint mir diese Gruppe besonders geeignet, um den aktuellen Wandel von Freundschaften zu erforschen. Insbesondere in der „Rush Hour“ des Lebens ist auch in diesem Milieu zu erwarten, dass Freundschaften zunehmend in Konflikt geraten mit externen Anforderungen, etwa durch Statuspassagen in Beruf und Familie. Ihre eigentliche Wichtigkeit im Milieu der „neuen Mitte“ könnte dadurch herausgefordert werden. Dieser Umstand macht das mittlere Erwachsenenalter umso interessanter für die Erforschung von Freundschaften im Wandel, weswegen Menschen im Alter von 28 bis 48 Jahren im Fokus der Untersuchung stehen.

Viertens liefert das Buch einen Beitrag zur method(olog)ischen Erforschung von Paarinterviews. In der soziologischen Paarforschung sind Paarinterviews bereits etabliert als Instrument zur Datengewinnung. Sie bieten sich besonders dann an, wenn die intersubjektiven Wirklichkeitskonstruktionen und -deutungen in alltäglichen Aushandlungen und Interaktionen im Fokus stehen (Wimbauer und Motakef, 2017a,b). Für die vorliegende Arbeit habe ich teil-narrative, leitfadengestützte Paar- und Einzelinterviews mit eng befreundeten Personen geführt. Ich habe somit Erkenntnisse aus der Paarforschung auf Freundschaften übertragen und die Verwendung von Paarinterviews auf dyadische Freundschaften ausgeweitet. Ich hoffe, hiermit auch method(olog)ische Erkenntnisse zu Nutzen und Grenzen von Paarinterviews zu liefern.

Auf einer übergeordneten Ebene verfolge ich die These, dass Freundschaften als eine Art Gegenideologie zur individualisierten Konkurrenzgesellschaft imaginiert werden, deren Leiden sich nicht mehr nur in der Arbeit, sondern zunehmend auch in der Liebe manifestieren. Galt die Liebe einst als Gegenpol zur kühlen, rationalen Sphäre des Erwerbs (Luhmann, 1997), scheint sich dies zu ändern. Aktuelle Veröffentlichungen verdeutlichen dies: Sie diskutieren, *Warum Liebe weh tut* (Illouz, 2011b), *Warum Liebe endet* (Illouz, 2020) – und was geschieht, *Wenn Arbeit Liebe (z)ersetzt* (Wimbauer, 2012).

Mein Material zeigt, dass die zunehmende Ökonomisierung des Privaten, die hoffnungslose Überfrachtung der romantischen Liebe und ihre asymmetrische, geschlechterdifferenzierende Überformung für die Subjekte *selbst* ersichtlich werden. Die Einzelnen sehnen sich nach einer Gegenwelt jenseits des Zwangs zu Arbeit und Ausbeutung und jenseits eines patriarchalen Geschlechterverhältnisses.

Freundschaften entfalten hier ihr Potenzial: Im von mir untersuchten Milieu werden sie als Sehnsuchtsort jenseits von Arbeit und Liebe imaginiert, d.h. als ein Ort, an dem die als gegensätzlich empfundenen Ansprüche aus Erwerbsarbeit und privater Lebensführung – nach Autonomie und Gemeinschaft – miteinander vereinbart werden können.

Gleichzeitig werden Freundschaften, so zeigt meine Arbeit ebenfalls, von Paar- und Familienbeziehungen abgegrenzt, ihnen in Wichtigkeit für die praktische Lebensführung untergeordnet und durch diese „Grenzziehungsarbeit“ überhaupt erst als eigenständiges Phänomen konstruiert. Die Begrenzung der Freundschaft ist Fluch und Segen zugleich: Freundschaften werden zwar als ein Ort entworfen, an dem die Einzelnen „gemeinsam frei sein“ können, jedoch muss dieses Versprechen nicht umfassend eingelöst werden. Es bleibt ein Sehnsuchtsort.

Die Fertigstellung der Arbeit fiel zeitlich in die Covid-19-Pandemie. Die Pandemie hat die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung von Freundschaften aufs Neue aufgeworfen. Schließlich verweist das Virus auf die grundlegende Verletzlichkeit menschlichen Lebens – darauf, dass wir „immer schon in der Hand der anderen sind“ (Hark, 2020). Mit dem Gebot des *Social Distancing* wurde in Frage gestellt, wie wir einander nahe sein können, wenn Fürsorge auf einmal bedeutet, Abstand zu halten. Drastische Kontaktbeschränkungen in den Jahren 2020 und 2021 haben Freundschaften in Deutschland besonders hart getroffen, weil nur Paar- und Familienbeziehungen – Verwandte „in direkter Linie“, wie es Angela Merkel kurz vor Weihnachten 2020 formulierte – von ihnen ausgenommen waren. Menschen, die ihr Sozialleben jenseits dieser Beziehungen organisieren, wurden hierbei systematisch schlechter gestellt.

Ferner hat die Corona-Krise verdeutlicht, dass die Verletzlichkeit menschlichen Lebens fundamental ungleich verteilt ist: Wie die oft bemühte Metapher des „Brennglases“ veranschaulichen soll, wurde die Vergeschlechtlichung, Sexualisierung, Rassifizierung, Migrantisierung und Dis/Ableisierung von Klassenverhältnissen nicht nur sichtbarer, sondern auch massiv verschärft. Eine Welle der Solidaritätsbekundungen – man denke an Nachbarschaftsnetzwerke oder das Klatschen für die Pflege – wollte Abhilfe schaffen. Politisch und institutionell ist darauf wenig gefolgt. Gerade weil sich die Krise der sozialen Reproduktion in der Pandemie zugespitzt hat und eine strukturelle Lösung mehr als nur das Beschwören des Solidarischen verlangen würde, stellten sich viele die Frage, welche Bedeutung Freundschaften als Quelle von Solidarität und verlässlicher Fürsorge in Zukunft zukommen könnte.

Auch die letzte Bundesregierung trieb diese Frage um. Im Koalitionsvertrag kündigte sie an, sie wolle „das Institut der Verantwortungsgemeinschaft einführen und damit jenseits von Liebesbeziehungen oder der Ehe zwei oder mehr volljährigen Personen ermöglichen, rechtlich füreinander Verantwortung zu übernehmen“ (SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP, 2021). Bundesjustizminister Mar-

co Buschmann von der FDP konkretisierte 2024 seine Pläne für die Verantwortungsgemeinschaft in einem Eckpunkte Papier.

Die Idee einer Verantwortungsgemeinschaft ist keinesfalls neu. Sie wird seit Jahren u.a. von feministischen Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen diskutiert, die die sozialstaatliche Privilegierung von Paar- und Familienbeziehungen kritisieren. Sie fordern, dass Vereinbarkeitspolitik auch auf Freundschaften ausgerichtet sein sollte, Arbeitnehmer_innen auch bei Sterbefällen von Freund_innen Anspruch auf Sonderurlaub haben und Steuervergünstigungen nicht auf die Ehe beschränkt sein sollten. Roseuil (2004) zufolge sollte dafür die eingetragene Lebenspartnerschaft, vielerorts ursprünglich für homosexuelle Paare eingeführt, auf Freundschaften ausgeweitet werden:

„[I]t is time to explore an extension of the proposed legislation on civil partnerships for lesbian and gay couples to recognize any significant relationship – sexual or otherwise – and to open up fiscal benefits, inheritance and other ‚next of kin‘ rights to those whose intimate lives do not map on to a policy framework which focuses on conjugal couples and families.“ (Roseuil, 2004)

Auch wenn sich liberale Regierungen und feministische Forscher_innen einig sind, drängen sich eine Reihe an Fragen sich in der Debatte um eine mögliche Verrechtlichung von Freundschaften auf: etwa, inwiefern sich Freundschaften dadurch verändern würden, ob sie verbindlicher, weil verlässlicher würden, oder ob sie zunehmend ihr freiheitliches Potenzial einbüßen würden – und wer hiervon noch profitieren könnte, außer diejenigen, die aktuell benachteiligt sind, weil ihre Nahbeziehungen nicht um Paar und Familie herum strukturiert sind. Auf diese Fragen will die Arbeit abschließend einen kurzen Ausblick liefern.

Aufbau der Arbeit

In insgesamt fünf Kapiteln diskutiere ich, was die von mir interviewten Menschen aus der urbanen, akademischen Mittelschicht in ihren Freundschaften im jungen Erwachsenenalter suchen, was sie dort finden und welche Rolle das Geschlechterverhältnis dabei spielt.

Kapitel 2 stellt den Forschungsstand und zentrale theoretische Überlegungen zu den drei Kernbegriffen Freundschaft, Liebe und Geschlecht in den Mittelpunkt. In Abschnitt 2.1 diskutiere ich sozialtheoretische Perspektiven auf Freundschaften und entwickle u.a. im Anschluss an Honneth und Rössler (2008) und Blatterer (2015) einen normativen Begriff von Freundschaft als persönliche, von Intimität gekennzeichnete Beziehung, die von zentraler Bedeutung für die Selbstkonstitution ist. In Abschnitt 2.2 setze ich Freundschaften ins Verhältnis zu anderen Nahbeziehungen und biete sie in ihren gesellschaftlichen Kontext ein. In Analogie zur romantischen Liebe betrachte ich Freundschaft als gesellschaftliches Kulturmuster, das sich, einerseits parallel, andererseits in Abgrenzung zur Liebe, entwickelt

hat und zeichne den Wandel dieser Semantiken im Kontext der sich verändernden gesellschaftlichen (Re-)Produktionsweise nach. Dabei wird deutlich, dass Liebe und Freundschaft sich vor allem hinsichtlich ihrer Funktionen für das heteronormativ verfasste Geschlechterverhältnis unterscheiden. Außerdem zeigt sich die Schwierigkeit, Idee und Praxis von Freundschaft zu unterscheiden, auf die das später entwickelte Modell zu reagieren versucht. In Abschnitt 2.3 lege ich meine ontologische und epistemologische Perspektive auf das Geschlechterverhältnis dar und diskutiere, was hieraus für Freundschaften folgt. Studien zur Vergeschlechtlichung von Freundschaften sowie zu Freundschaften als post-traditioneller Lebensweise bieten dabei erste Anknüpfungspunkte. Gleichzeitig lassen sie wichtige Fragen unbeantwortet und werfen neue Fragen auf. Die zentralen Erkenntnisse aus Forschungsstand und Theorie sowie meine zentralen Forschungsfragen fasse ich in Abschnitt 2.4 zusammen.

Kapitel 3 stellt das Forschungsdesign der empirischen Untersuchung vor. Für die Erforschung der Bedeutungen, Konzepte und Praktiken von Freundschaft bietet sich ein offenes, sinnverstehendes und sinnrekonstruktives Verfahren an. In Abschnitt 3.1 verorte ich meine Arbeit in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und Pragmatismus und diskutiere, welche Implikationen mein sozialtheoretisches Verständnis von Handeln, Denken und Wissen für das Forschungsdesign hat. In Abschnitt 3.2 stelle ich das gewählte Datenmaterial (Paar- und Einzelinterviews) vor und diskutiere die daraus resultierenden Erkenntnismöglichkeiten und Begrenzungen. In Abschnitt 3.3 gehe ich auf die wichtigsten Aspekte der Grounded Theory Methodologie ein und lege meine eigene Vorgehensweise exemplarisch dar. In Abschnitt 3.4 stelle ich die einzelnen Fälle bzw. Freundschaftspaare anhand relevanter Charakteristika vor.

In Kapitel 4 präsentiere ich schließlich die zentralen Ergebnisse meiner Untersuchung. Dafür erläutere ich zunächst in Abschnitt 4.1, was eine Kern- oder Schlüsselkategorie ist und wie mein eigener Entwicklungsprozess einer solchen Kategorie verlief. In Abschnitt 4.2 erläutere ich dann das zentrale Konzept der „Sozialen Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort“: Freundschaften werden in einem iterativ-zyklischen Prozess vor einer spannungsreichen Hintergrundfolie hergestellt. Diese Herstellung vollzieht sich als Aushandlung verschiedener Dimensionen und Phasen. Vier zentrale Dimensionen – Fürsorge, Authentizität, Flexibilität und Autonomie – ließen sich dabei in der von mir untersuchten Gruppe identifizieren, wie ich exemplarisch an Interviewsequenzen in Abschnitt 4.3 darlege. Im Prozess der Herstellung unterscheide ich außerdem vier Phasen – Abgrenzen, Aushandeln, Hinterfragen und Gestalten –, die ich in Abschnitt 4.4 anhand von empirischem Material erkläre. In Abschnitt 4.5 fasse ich die zentralen Ergebnisse zusammen und bette sie in den Forschungsstand ein.

Kapitel 5 reflektiert abschließend den Erkenntnisgewinn und die Begrenzungen der Studie und schließt mit einem Ausblick auf offene Forschungsfragen und die gesellschaftspolitischen Implikationen meiner Studie.

In diesem Kapitel erläutere und diskutiere ich die theoretischen Grundlagen der Untersuchung und den für die Forschungsfrage relevanten Forschungsstand entlang drei zentraler Konzepte: Freundschaft, Liebe und Geschlecht.

2.1 Sozialtheoretische Perspektiven auf Freundschaft

Um die Konzepte, Bedeutungen, Praktiken und Funktionen von Freundschaft näher zu untersuchen, scheint es zunächst ratsam, den Begriff der Freundschaft näher zu bestimmen. Bei diesem Versuch sind wir konfrontiert mit einem Rätsel: Während wir selbst meist relativ klar sagen können, mit wem wir befreundet sind, fällt es schwer, eindeutige oder universelle Kriterien von Freundschaft zu bestimmen. Auch soziologische Perspektiven auf das Phänomen sind mit dieser Schwierigkeit einer begrifflichen Eingrenzung konfrontiert, können jedoch wichtige Einsichten für eine erste begriffliche Annäherung liefern. Im Folgenden diskutiere ich gängige soziologische Begriffsbestimmungen und lege dar, welche Herangehensweise der vorliegenden Studie zugrunde liegt.

2.1 Begriffliche Annäherung: Was ist Freundschaft?

Ein geläufige soziologische Betrachtungsweise besteht darin, Freundschaften in Abgrenzung zu anderen Beziehungsformen – als Residualkategorie (Fischer, 1982) – zu definieren: als nicht-verwandtschaftliche, nicht-sexuelle, dyadische Beziehungen zwischen Menschen gleichen Geschlechts, die von einer gewissen zeitlichen Dauer ist (vgl. Nötzoldt-Linden, 1994; Faulstich, 2007). Diese Betrachtungsweise gestattet zwar, heterogene Phänomene unter dem Begriff zu subsumieren, bleibt jedoch notwendigerweise vage. Freundschaften werden nicht über charakteristische Eigenschaften, sondern *ex negativo* über die Eigenschaften *anderer* Beziehungsformen definiert. Außerdem verengt eine solche Herangehensweise den Blick auf die empirische Realität: Geschwister, Eltern und ihre Kinder könnten demnach genauso wenig miteinander befreundet sein wie Menschen unterschiedlichen Geschlechts, Sex-Partner_innen oder größere Gruppen. Auch wenn diese Phänomene als Randerscheinungen statt als Kern des

Phänomens erscheinen mögen, gehören sie doch zu unserem Alltagsverständnis von Freundschaft (demzufolge der Partner der beste Freund sein soll oder auch die Mutter eine gute Freundin sein kann). Diese Fälle von vornherein aus der Untersuchung auszuschließen, würde ein spezifisches und normatives Verständnis von Freundschaft reproduzieren, anstatt nach dem Verständnis der Einzelnen zu fragen.

Eine enge Herangehensweise konfliktiert nicht nur mit unserem Alltagsbegriff, sie passt auch schlecht zu einer Arbeit im Stile der Grounded Theory. Schließlich zielt eine solche Arbeit darauf ab, eine eigenständige bereichsbezogene Theorie zu generieren, anstatt existierende Hypothesen zu überprüfen. Sie erfordert daher einen offenen und reflexiven Umgang mit dem eigenen Vorwissen. Blumer (1954) schlägt daher die Verwendung sensibilisierender Konzepte vor. Anstatt a priori Kriterien zu bestimmen, anhand derer Instanzen eines Phänomens als solche identifiziert werden können, soll dabei der offene Charakter sozialer Phänomene berücksichtigt werden. So können Erkenntnisse aus Theorie und Forschungsstand die eigene Herangehensweise leiten, anstatt sie von vornherein zu begrenzen: „Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look“ (Blumer, 1954, 7). Eine weitere Erkenntnis der Grounded Theory Methodologie besteht darin, scheinbar unwahrscheinliche Vergleiche, im Sinne der minimalen und maximalen Kontrastierung, zur Erkundung eines Phänomens zu nutzen, weil dadurch bislang nicht wahrgenommene Gegenstandsmerkmale entdeckt werden können (Star 2007, 81, s. auch Breuer et al. 2019, 273). Daher ist das Einbeziehen von scheinbar randständigen Fällen – wie freundschaftlichen Beziehungen unter Verwandten oder Partner_innen – unabdingbar für eine Theoretisierung des Phänomens.

Engen Freundschaftsdefinitionen stehen oft begrifflich weit gefasste Herangehensweisen gegenüber. So stellen Spencer und Pahl (2006) in *Rethinking Friendship* fest, in welchem unterschiedlichen Kontexten der Begriff „friend“ benutzt wird – in der Diplomatie, im Sport oder um nützliche berufliche Kontakte, Nachbar_innen oder enge Vertraute zu bezeichnen (Spencer und Pahl, 2006, 58, 76). Sie und folgern daraus, dass Freundschaften als „personal communities“ verstanden werden können. Ähnlich breite Definitionen finden sich auch in der deutschsprachigen Soziologie. So meint Stegbauer (2010) etwa, dass es „für Freundschaften keine ‚Essenz‘ von Beziehungsinhalten“ (105) gebe. Schobin et al. (2016b) umschiffen die Schwierigkeit, Freundschaft begrifflich zu fassen, indem sie die Art des Begriffs im Sinne einer Wittgenstein'schen Familienähnlichkeit neu bestimmen: Entgegen unseres alltäglichen Verständnisses sei Freundschaft keine spezifische Beziehungsform, sondern vielmehr „ein Geflecht graduell miteinander verwandter Sozialformen“, die „nur durch eine lange, oft vergessene Kette miteinander verwandt“ (Schobin et al., 2016b, 15) seien. Daher gebe es auch „nicht notwendiger-

weise irgendeine Eigenschaft, die allen [diesen Sozialformen] gemein“ (Schobin et al., 2016b, 15) sei.

Während enge Ansätze Freundschaft in strenger Abgrenzung zu anderen Beziehungsformen definieren, geben solche breite Perspektiven den Versuch einer Begriffsbestimmung gänzlich auf. Anstatt den unterschiedlichen Verwendungen und Feinheiten der Freundschaftskonzepte der Einzelnen nachzuspüren, setzen Spencer und Pahl (2006) Freundschaften a priori mit dem undifferenzierten Sammelbegriff der „communities“ gleich. Sie ignorieren damit das „feinmaschige Repertoire an begrifflichen Abstufungen, mit dessen Hilfe zwischen ‚echten‘ und bloß marginalen Freunden oder Freundinnen unterschieden wurde“, wie es Honneth (2008, 144) aus ihrem Material herausliest und welches sich lohnen würde, genauer zu analysieren. Außerdem ziehen sie die Gleichsetzung mit „communities“ als Beleg heran für die Heterogenität des Phänomens. Wie Blatterer (2015, 57f.) kritisch anmerkt, lässt sich eine solche Begriffsbestimmung als tautologisch bezeichnen. Außerdem bietet sie keinerlei Anhaltspunkte, wohin der Blick bei einer empirischen Erforschung von Freundschaften zu richten sei. Ähnlich verhält es sich mit der Neubestimmung der Begriffsart bei Schobin et al. (2016b): Zwar wirkt die Lösung des Problems logisch elegant, doch wenn Freundschaften als ein (mehr oder minder) kohärentes Phänomen nicht näher charakterisiert werden kann, erübrigen sich der analytische Mehrwert und die Verwendung des Begriffs. Für die Untersuchung von als „Freundschaften“ bezeichneten Phänomene können diese Perspektiven daher nur bedingt Aufschluss bieten.⁶

Wenn weder eine enge, noch eine breite Begriffsbestimmung einer theoretischen Annäherung an das Phänomen Freundschaft dienlich sind, drängt sich schließlich eine dritte Perspektive auf, die beide Ansätze miteinander synthetisiert. Für eine solche Herangehensweise lässt sich eine grundlegende Einsicht des interaktionistischen „Doing Gender“-Ansatzes (West und Zimmerman, 1987, s. auch Abschnitt 2.3.1) auf die Erforschung von Freundschaften übertragen. Um Freundschaften als Produkt aktiver Herstellungsleistung in den Blick zu nehmen, gilt es, die Prozesse der *Unterscheidung* zu fokussieren, anstatt *Unterschiede* zwischen Beziehungsformen oder Lebensbereichen hervorheben oder erklären zu wollen (Gildemeister, 2008). Im Fokus der vorliegenden Arbeit sollen daher – im Sinne eines „Doing Friendship“ – diejenigen Praktiken stehen, durch die Freundschaft, als eine von anderen differenzierte Sozialform, hervorgebracht wird. Erkenntnisse aus Theorie und Forschungsstand nutze ich in einem sensibilisierenden Sinne, um meine Herangehensweise bei der empirischen Untersuchung zu schärfen und zu leiten. Im Fokus stehen jedoch die alltäglichen Konzepte, die „Konstruk-

6 Die Neubestimmung der Begriffsart, so muss hinzugefügt werden, ist nicht der letzte Schluss von Schobin et al. (2016b). In ihrem Fazit findet sich eine andere Konzeptualisierung, auf die ich im nächsten Kapitel näher eingehe.

tionen erster Ordnung“ (Schütz, 1972b), die ich durch die Rekonstruktion von „Konstruktionen zweiter Ordnung“ (Schütz, 1972b) nachvollziehe.

Sozialwissenschaftliche Begriffsbestimmungen spielen eine wichtige Rolle bei einer solchen begrifflichen Näherung. Eine Besonderheit an sozialwissenschaftlicher Forschung ist, dass alltägliche und wissenschaftliche Konzepte einander bedingen und beeinflussen. Aufgrund dieser „doppelten Hermeneutik“ (Giddens, 1984) gilt es, auch differenzierende Perspektiven auf Freundschaft, wie sie in der Soziologie etabliert worden sind, in den Blick zu nehmen – dieses Mal jedoch nicht als Definitionen von Freundschaft, sondern als sensibilisierende Konzepte, die die Herangehensweise bei der empirischen Untersuchung anleiten können. Die alltagsweltliche Unterscheidung von anderen Begriffen – wie Partnerschaft oder Familie – nutze ich also zur Sensibilisierung der Untersuchung, ohne diese Unterscheidungen zu einer Definition von Freundschaft zu erheben und Abweichungen damit dem empirischen Blick zu entziehen.

Eine hilfreiche Differenzierung stammt von Kracauer (1971), der Freundschaften von instrumentellen Beziehungen abgrenzt: von der Kameradschaft, die um ein gemeinsames (politisches oder militärisches) Ziel kreist, auf der einen, von der Fachgemeinschaft, die dem Bearbeiten von Aufgaben einer beruflichen Gemeinschaft dient, auf der anderen Seite. Während Kameradschaft die Unterordnung unter ein geteiltes Ziel erfordere und die Einzelnen austauschbar mache – „Kameraden sind Gleiche vor dem Ziel – aber nichts außerdem“ (Kracauer, 1971, 14) – erfordere die Fachgemeinschaft ein hohes Maß an individuellen Fähigkeiten: „Berufsgenossen sind immer schon Ausgewählte“ (Kracauer, 1971, 15). Beide bezeichnet Kracauer als Zielverbindungen, weil sie, im Gegensatz zur Freundschaft, auf einen außerhalb der Beziehung liegenden Sinn oder Zweck abzielen. Zweifelsohne können Kolleg_innen oder Kamerad_innen – auch für Kracauer – Freundschaft schließen, doch müsse dafür erst eine persönliche Beziehung entstehen, die den äußeren Zweck des ursprünglichen Bandes ablöse.

Eine weitere geläufige Unterscheidung grenzt Freundschaft von Bekanntschaft ab. Für Kracauer (1971) ist die Bekanntschaft zwar keine Zweck- oder Zielverbindung, doch ebenfalls eine *unpersönliche* Beziehung, weil „die ‚durchlaufenden Fäden‘ fehlen“ (Kracauer, 1971, 20), die das Gewebe einer Persönlichkeiten bildeten. So gäbe es in Bekanntschaften „eine unsichtbare Scheidewand zwischen den Menschen“ (Kracauer, 1971, 20), die genuine Anteilnahme und das Erblicken von „Anfang und Ende der Persönlichkeit in ihrem Zusammenhang“ (Kracauer, 1971, 21) verhindere. Kracauers Lehrer Georg Simmel hält Bekanntschaften ebenfalls für unpersönliche Beziehungen: „[D]ie Kenntnis des ‚Daß‘, nicht des ‚Was‘ der Persönlichkeit bedingt die ‚Bekanntschaft‘. Indem man aussagt, mit einer bestimmten Person bekannt (...) zu sein, bezeichnet man doch sehr deutlich den Mangel eigentlich intimer Beziehungen“ (Simmel, 1992, 265). Die Bekanntschaft ist für Simmel daher „der eigentliche Sitz der Diskretion“ (Simmel, 1992, 265).

In jüngerer Zeit ist diese Abgrenzung von Davidson (2011) aufgegriffen worden, der die Simmel'sche Unterscheidung zwischen anonymen und intimen Beziehungen problematisiert. Auch in der Interaktion von Ärztin und Patient käme es etwa zu körperlicher Nähe und folglich intimen Berührungen. Nehamas (2016) verweist ebenfalls auf die schwammige Grenze zwischen persönlichen und instrumentellen Beziehungen, etwa wenn ich meiner Ärztin oder Friseurin selbst dann treu bliebe, wenn eine andere günstiger oder kompetenter wäre (106f.). In solchen Situationen zeige sich, dass sich eine persönliche Beziehung entwickelt habe und ich die andere Person *als Person* – und nicht nur für ihre Dienste – schätze. Doch das macht sie noch nicht zu meiner Freundin. Auch können körperliche Berührungen, wie Blatterer (2015) anmerkt, nicht per se als Intimität gewertet werden, weil sie ja gleichermaßen medizinischen und gesellschaftlicher Konvention folgen und nicht an der anderen Person orientiert sein müssen (56). Morgans Argument verweist also lediglich darauf, dass die Grenzen nicht trennscharf und der Übergang zwischen instrumentellen und nicht-instrumentellen Beziehungen fließend sein mag. Er entwertet jedoch nicht die prinzipielle Behauptung, dass Freundschaften im Alltag von anderen Beziehungen oder Praktiken unterschieden werden.

Kracauers differenzierende Perspektive auf Freundschaft ist jüngst von Blatterer (2018, 2015) aus zeitgenössischer Perspektive wiederbelebt worden. Ein soziologischer Freundschaftsbegriff müsse den Nuancierungen der Einzelnen Rechnung tragen, so sein Argument. Die Fähigkeit zur Unterscheidung ist für ihn nicht nur Dreh- und Angelpunkt der Kracauer'schen Freundschaftskonzeption sondern zentral für das menschliche Dasein:

„[H]is approach reminds us of something universal, something that is intrinsic to our irreducible sociality (...): our ability to distinguish not merely friend from foe, but to be receptive to the most nuanced signals concerning the potentials for and realities of intimacy.“ (Blatterer, 2018, 9)

Dabei beruft Blatterer sich auch auf Untersuchungen der Linguistin Anna Wierzbicka. Sie zeigen, dass das Wort „friend“ über Jahrhunderte abgeschwächt und ausgeweitet und in der Konsequenz vom Wort „friendship“ entkoppelt wurde: „[W]hereas in the older usage, friends were related to one another by friendship, in the current usage one can have many more friends than friendships, and only ‚close friends‘ can now be said to be linked by ‚friendship‘“ (Wierzbicka, 1997, 36). Verloren ginge dabei die im Englischen inzwischen wenig gebräuchliche und altertümlich wirkende Bezeichnung für Bekanntschaft (*acquaintanceship*). Diese Tendenz hält Blatterer für besonders evident im Zeitalter sozialer Medien. Auf *Facebook* etwa würden wir zahlreiche Menschen als Freund_innen bezeichnen, ohne mit ihnen eine Freundschaft zu pflegen (Blatterer, 2015, 41f.). Dass das Unternehmen 2011 schließlich die Unterscheidung von „engen Freund_innen“, „Bekanntem“ und anderen Gruppen einführte, stützt Blatterers Argument, dass der